

Die kleine weiße Wolke

An jenem Tag im blauen Mond September
Still unter einem jungen Pflaumenbaum
Da hielt ich sie, die stille bleiche Liebe
In meinem Arm wie einen holden Traum.
Und über uns im schönen Sommerhimmel
War eine Wolke, die ich lange sah
Sie war sehr weiß und ungeheuer oben
Und als ich aufsah, war sie nimmer da.

Seit jenem Tag sind viele, viele Monde
Geschwommen still hinunter und vorbei
Die Pflaumenbäume sind wohl abgehauen
Und fragst du mich, was mit der Liebe sei?
So sag ich dir: Ich kann mich nicht erinnern.
Und doch, gewiß, ich weiß schon, was du meinst
Doch ihr Gesicht, das weiß ich wirklich nimmer
Ich weiß nur mehr: Ich küsste es dereinst.

Und auch den Kuss, ich hätt' ihn längst vergessen
Wenn nicht die Wolke da gewesen wär
Die weiß ich noch und werd ich immer wissen
Sie war sehr weiß und kam von oben her.
Die Pflaumenbäume blühn vielleicht noch immer
Und jene Frau hat jetzt vielleicht das siebte Kind
Doch jene Wolke blühte nur Minuten
Und als ich aufsah, schwand sie schon im Wind.

(Bertolt Brecht)

Die kleine weiße Wolke

Wenn ein Liebesgedicht ein Gedicht ist, das aus Liebe und/oder über die Liebe geschrieben wurde, ist dieses Gedicht sicherlich kein Liebesgedicht. Eher ein Anti-Liebesgedicht. Vielleicht könnte man es ein *Gedicht auf eine Wolke* nennen. Es sagt, daß die Erinnerung an diese größere Beständigkeit haben kann als die an eine flüchtige Liebesaffäre. Aber auch diese Bestimmung ginge m.E. schon zu weit. Mir scheint, daß Brechts Gedicht so gelesen werden kann, daß es gar keine allgemeinen, keine symbolischen oder sonstwie bedeutsamen Aussagen machen, vielmehr nichts anderes will, als eben die Erinnerung an die kleine weiße Wolke aufzeichnen. Die implizierte Liebesgeschichte – auf welches Geschehnis sie sich auch beziehen mag – wäre eher als eine Nebensache zu sehen.

Brecht nannte das 1920 auf einer Eisenbahnfahrt ins Tagebuch niedergeschriebene Gedicht zunächst *Sentimentales Lied No. 1004*. Die Zahl 1004 soll auf die Zeile aus der Registerarie in Mozarts *Don Giovanni* hinweisen: „Ma in Ispagna son già mille e tre“; mit den 1004 wolle der Dichter Don Giovannis 1003 Liebschaften in Spanien übertrumpfen. In die selbe Richtung weist ein im Tagebuch anschließend angeführtes „Zitat“ eines offenbar fiktiven „Geh.Rat Kraus“, demgemäß „der Mann“ „im Zustand der gefüllten Samenblase in jedem Weibe Aphrodite“ sehe. Beides bezeugt, daß es sich hier jedenfalls nicht um „die Erinnerung an eine vergangene Liebe, die Brecht in das berühmte Bild von der vergehenden weißen Wolke gefasst hat“ (Wikipedia), handelt.

Tatsächlich ist im Gedicht nirgendwo von einer „Geliebten“ die Rede. Ihre Supposition hängt damit zusammen, dass Brecht diesem Gedicht in der Folge den Titel *Erinnerung an die Marie A.* gegeben hat. Entsprechend wurde es dann auch mit Selbstverständlichkeit

keit in Brechts Liebesgedichtsammlungen aufgenommen. Das forderte zu den verschiedensten philologisch-historischen Zurechnungen heraus. Brecht spricht im Gedicht jedoch selbst nur von einer „stillen bleichen Liebe“ und von „jener Frau“. Es fragt sich, wieviel Gewicht man einem später eingesetzten Titel beimessen muß. Ich weise nur daraufhin, daß Brecht z.B. sein Gedicht *Der Pflaumenbaum* später unbenannt hat in *Der Birnenbaum*, ohne daß sich dadurch die Aussage des Gedichts im geringsten verändert hätte.

Es ist erstaunlich, zu wie vielen, einander teils widerstreitenden Interpretationen die Voraussetzung, Brecht wolle mit diesem Gedicht einer vergangenen großen Liebe ein Denkmal setzen, geführt hat. Ich zitiere hier zwei, durch den Text selbst nicht gedeckte, ja ihm widersprechende Deutungen: „was bleibt, ist allein die Erinnerung an den großen Moment der Liebe“, heißt es im Wikipedia-Artikel *Erinnerung an die Marie A.* Und Marcel Reich-Ranicki wird im gleichen Artikel zitiert: „Nur durch die Liebe zu Marie könne der Poet sich an die Wolke erinnern.“

Mir geht es hier allein um die Weise, wie die kleine weiße, in Minuten im Wind verschwindende Wolke in Brechts Gedicht erscheint. Ob Brecht beim Schreiben an eine bestimmte Frau gedacht hat – und mit welchen Gefühlen –, erscheint mir als unerheblich. Ich enthalte mich deshalb jeder über die Erinnerung an die Wolke hinausgehenden Deutung des Verhältnisses von Liebe und Wolke. Auch eine Behauptung wie die folgende „Die Wolke figuriert in Brechts Gedicht als *simulacrum* des menschlichen Gesichts.“ (Jochen Vogt, a.a.O.) geht, so meine ich, weit über das im Gedicht Gesagte hinaus.

*

Es gibt sehr verschiedenartige Wolkengebilde – leuchtende Abendwolken, dräuende Gewitterwolken, langsam dahinziehende Wolken und stürmisch sich auftürmende Wolkenbänke, Wolken, deren Formen an wilde Tiere, an Ungeheuer, an Schlösser erinnern, Wolken, die zeitweilig den nächtlichen Mond verdecken, winzige Wolkenfetzen im Blau des Sommerhimmels, Wolken, die zum Träumen anregen und die uns mit sich dahinzuziehen scheinen. „J'aime les nuages ... les nuages qui passent ... là-bas ... là-bas ... les merveilleux nuages!“, so träumt Baudelaire mit Worten in *Le Spleen de Paris*. Brecht schreibt in *Der Schuh des Empedokles* von ihnen:

Und dann gibt es eben auch jene duftig kleinen Wölkchen, die aus Nichts heraus erscheinen und wieder zergehen.

Im Gedicht heißt es über die kleine Wolke, daß sie im schönen Sommerhimmel war, „sehr weiß und ungeheuer oben“, und daß sie „von oben her“ kam. Sie war zunächst minutenlang zu sehen und dann auf einmal nicht mehr da. Da sie von oben kam, kam sie nicht aus der Ferne in langer Zeit herübergeschwommen, „kleiner werdend, weiter weichend“, sondern sie fügte sich aus der Sommerluft selbst zusammen, segelte eine kurze Zeit

am Firmament vorbei, um sich sodann wieder in Nichts aufzulösen.

Aristoteles hat einen schönen Begriff geprägt: *kata symbebekos* – wörtlich übersetzt: in Hinsicht auf das Zusammen- oder Hinzufallende. In der Begriffsgeschichte wurde es in Ontologie und Grammatik zum *Akzidens* in der Bedeutung von Eigenschaft oder auch von Zufälliges festgeschrieben. Die reine Wortbildung scheint mir offen für ein weiteres Verständnis zu sein: Hegel hat den Ausdruck „das Beiher Spielende“ gefunden. Dem Wortsinn nach meint es ähnliches wie die aristotelische Bildung: etwas, das neben etwas anderem vorkommt, irgendwie mit diesem zusammengehört, ihm aber gleichwohl nicht wesentlich, also ihm gegenüber ein Eigenes ist.

Ich denke, daß man zunächst einmal sagen kann, daß Brecht die Wolke in einem solchen wörtlich genommenen Sinne als beiher Spielend erfährt, – oder auch nur empfindet. Bei der innigen Umarmung unter dem jungen Pflaumenbaum begibt es sich zugleich – spielt es beiher –, daß sich oben am Himmel eine kleine Wolke sehen läßt. Dann allerdings, in der Erinnerung, bekommt dieses „beiher Spielend“ eine das Verhältnis fast umkehrende Bedeutung. Die Wolke ist nicht mehr nur „über uns im Sommerhimmel“, d.h. zufällige Zutat des Ereignisses der Umarmung, sondern ... Ja, was ist sie dann oder darüber hinaus? Sie mutiert nicht zu einem eigentlichen Geschehnis, sie bleibt beiher Spielend, die metaphysische Tradition würde sagen: unwesentlich. Und doch erweist sie sich auf die Dauer als das bleibend Wahrgenommene und damit auch Erinnerbare. Und beinahe erscheinen jetzt die einstmalige Umarmung und ihre Küsse als ihrerseits beiher Spielend zu der nebenbei wahrgenommenen Wolke.

*

Der Versuch, sich auf das zu besinnen, was damals war, führt zu einer vagen Erinnerung. Ja, da war etwas, – aber nichts, was sich aufgrund seiner besonderen Bedeutung festgesetzt hätte. Eigentlich ist das unbedeutsame Geschehen der flüchtigen Affäre nicht ins Gedächtnis eingegangen. Es bliebe im dunklen Schacht der Erinnerung, wäre es nicht gewissermaßen mit einem Marker versehen, der weißen Wolke in der Höhe des Himmels.

Dabei hatte es im Grunde nichts auf sich mit dieser Wolke. Sie war sogar beim nächsten Aufblicken schon „nimmer da“. Doch ihr Verschwinden gehörte, damals in der Realität wie heute in der Erinnerung, zu dem, was sie ausmachte: Es handelte sich um die Wahrnehmung einer erst daseienden und dann im Wind verschwindenden bzw. verschwundenen Wolke. Vielleicht hätte es z.B. auch eine kahle, tote Astgabel sein können, die Brecht im Baum über sich bei der Umarmung nebenbei aufgefallen wäre. Dann hätte es kein Verschwinden gegeben, wie es für die kleine Wolke charakteristisch war. Vielleicht wäre dann, nach „vielen, vielen Monden“, die eigentlich viele Jahre waren, die Erinnerung an den schwarzen, kahlen Ast im grünen oder sogar blühenden Pflaumenbaum, an Totes im Lebendigen, das Entscheidende gewesen, an dem sich das aufgerufene Denken an den Kuß festgemacht hätte. Das ist zweifellos eine ganz müßige Überlegung; ich will mit ihr nur darauf hinweisen, daß es in diesem Gedicht keineswegs um die Flüchtigkeit der Liebe oder etwas ähnliches zu tun ist, sondern eben um das Faktum der zufälligen Wahrnehmung der kleinen weißen vergänglichen Wolke, eine Wahrnehmung, die nicht einmal zu einer Erfahrung im eigentlichen Sinne wurde.

Das *kata symbebekos* Seiende ist – wie das *accidens* – auch das Zufällige. Zufällig war da, ungeheuer oben am Sommerhimmel, eine kleine, weiße Wolke. Sowohl in der Wirklichkeit wie im Gedicht „bedeutet“ es nichts, daß sie da war und daß es eine Wolke war. Brecht hat mit wunderbarer Leichtigkeit die Begebenheit aufgezeichnet, als er an einem Tag im „blauen Mond September“ die bleiche junge Frau im Arm hielt. Die Wolke gehört unaufließbar in dieses Bild und erscheint dort doch ganz zufällig, – ein Spiel des Zufalls, des Zufallens, ein Beiher-spielen. Daß das *kata symbebekos* Seiende später, nach Aristoteles, als Zufälliges verstanden wurde, kann auch besagen, daß es nicht notwendig auf eine zugrundeliegende *ousia* bezogen sein muß, auf etwas, *an dem* es vorkommt. Die Wolke ist selbst ein Zugrundeliegendes, ein selbständiges Etwas. Die Wolke ist selbst da, – wie ihr Weiß, ihre Flüchtigkeit, ihr Obensein und auch ihr zufälliges Zusammenfallen mit der Umarmung unter dem Pflaumenbaum da sind, sich begeben, jedes für sich und doch geheimnisvoll aufeinander bezogen. Sie deuten nicht, und sie bedeuten nichts.

Aber sie haben den Charakter, daß sie im eigenen Selbstsein bei Anderem dabei sind. Ihr Eigensein hat sich mit diesem Anderen in das Bewußtsein des sie Wahrnehmenden eingeprägt, ohne darum eine eigene, für sich bestehende Bedeutung zu haben. Nicht, weil „die eigentliche Erinnerung“ „der Wolke, nicht der Geliebten“ gälte. (Albrecht Schöne in Wikipedia, *Erinnerung an die Marie A.*) Und natürlich auch gerade nicht, weil nur durch die Liebe zu Marie der Dichter sich an die Wolke erinnern konnte, wie Reich-Ranicki schreibt. Der ehemalige Liebhaber sagt ausdrücklich, er könne sich nicht an das Mädchen, zumal nicht an ihr Gesicht, *erinnern*. Er weiß nur,

Die kleine weiße Wolke

daß es da so etwas wie eine Affäre gab, vielleicht nur den Versuch einer Affäre –, jedenfalls einen Kuß.

Brecht gebraucht in den beiden letzten Strophen das Verb *wissen* fünfmal, etwa „Und doch, gewiß, ich weiß schon, was du meinst.“ – „Die weiß ich noch und werd ich immer wissen.“ Ich denke, daß hier ein merkwürdig unausdrückliches Wissen ins Spiel kommt. Es ist gerade nicht das gewohnte „Wissen über“, „Wissen von“, „Wissen um“, oder „Wissen, daß, warum, wie“. Wissen mit dem bloßen Akkusativ wird alltäglich eher selten verwendet, im Sinne von „kennen“, etwa den Weg, das Neueste, die Lösung wissen. Auf die meisten definitorischen Kennzeichen des üblichen Wissens – z.B. Gewißheit, Wahrheit, gerechtfertigte Überzeugung – kommt es hier weniger an, es ist wohl eher einem Wissen verwandt, wie etwas sich verhält oder funktioniert.

Dennoch begegnet das Wissen in dem Gedicht noch auf eine weitere Art. Der frühere Liebhaber weiß, als er darauf angesprochen wird, irgendwie noch, daß es da in seinem Leben etwas derartiges gab. Doch das „gewiß“, mit dem er das zugibt, drückt gerade keine Gewißheit aus, sondern betrifft eine blasse, unbestimmte Erinnerung. Dies ist kein Wissen, das der ursprünglichen Wortbedeutung nach, ein explizites Gesehenhaben und darum Gewißsein ist, keine Vertrautheit mit dem Inhalt des Gewußten, noch weniger ein Sich-Verstehen darauf impliziert. Wie die junge Frau aussah, daß sie, wie Brecht damals an Neher schrieb, „weiche, feuchte, volle Lippen in dem blassen, durstigen Gesichtchen“ hatte, das hat er längst vergessen. Er hat nur die vage Erinnerung daran, daß er das Mädchen geküßt hat.

Gleichwohl gibt es diese Erinnerung. Das Bild der kleinen weißen Wolke taucht wieder auf. Ihr Wissen ist unbegründet und unverbürgt, eine unmittelbare Evidenz.

Obgleich das Ganze viele Jahre her ist, das Mädchen längst zur Frau und vielleicht Mutter geworden ist und die Pflaumenbäume möglicherweise längst abgehauen oder aber auch in voller Blüte sind, steht sie klar vor seinem inneren Auge – sie ist gleichsam ein Bestandteil seiner selbst geworden. „Die weiß ich noch und werd ich immer wissen“. Sie hat sich ihm unreflektiert eingeprägt in einer – mit der ihr eigenen Augenblicklichkeit kontrastierenden – Zeitlosigkeit. „Doch jene Wolke blühte nur Minuten/ Und als ich aufsah, schwand sie schon im Wind.“

Eine sich zufällig bildende und wieder auflösende kleine Wolke am Sommerhimmel. Eine Begebenheit ohne Sinn, jedenfalls ohne „tieferen Sinn“. Über viele Lebensjahre hinweg findet das unerhebliche Wissen der Wolke vielleicht eine Entsprechung in dem heiteren Wissen, das ein Amselgesang auslöst:

Als ich in weißem Krankenzimmer der Charité
Aufwachte gegen Morgen zu
Und die Amsel hörte, wußte ich
Es besser.
[...] Jetzt
Gelang es mir, mich zu freuen
Alles Amselgesanges nach mir auch.

(Bertolt Brecht, Gedichte 1947–1956)

*

Noch eine Bemerkung zu der schönen ersten Zeile. Nach dem Brief an Neher können wir vermuten, daß Brecht in dem 1920 geschriebenen Gedicht die Begebenheit von 1917, als er „die junge, bleiche Liebe“ im Arm hielt, im Blick hatte. Im Jahr 1917 war der September in der Tat ein

Die kleine weiße Wolke

blauer Mond, d.h. ein Monat, in dem es zwei Vollmonde gab, am 1. und am 30. September. Ob Brecht dieses Phänomen und die astronomische Bezeichnung dafür kannte, lässt sich wohl nicht mehr eruieren.